

Ida Gassenheimer: Mein Untergrund Leben in Berlin 1938–1945¹

bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von York-Egbert König



Abb. 1: Ida Gassenheimer (1946)

Meinen ersten persönlichen Kontakt mit dem Hitler-Terror hatte ich 1938 nach dem Attentat² in Paris. Mein Mann und ich bewohnten damals eine hübsche Villa in Eschwege an der Werra, Wolfsgraben 18³. Mein Mann besaß eine Fabrik von Ladeneinrichtungen für Fleischereien, hatte aber schon damals sein Geschäft aufgeben müssen⁴, weil er als Jude nicht mehr auf dem Lebensmittel-Sektor tätig sein durfte.

Nachdem im Rundfunk bereits „Maßnahmen“ zur Vergeltung angedroht und in dem Nachbarort Spangenberg Juden geschlagen

und ihre Wohnungen zerstört waren, hörte ich in jener Novembernacht plötzlich das Klirren von Glasscheiben in unserer Veranda, die auf den Garten hinausging. Wir hatten uns eingeriegelt, aber die Tür zu unserem Schlafzimmer wurde eingeschlagen und herein stürmten sechs Männer. Es waren keine Einwohner aus Eschwege, sondern Männer aus der Umgegend. Sie trugen keine Uniform und sahen wild und verwahrlost aus. Auf das Kommando eines von ihnen „Eins-zwei-drei“ begannen sie, systematisch jedes Möbelstück im Haus zu zertrümmern. Ich fing wahnsinnig zu schreien an, und einer der Männer, ein Junge von etwa sechzehn Jahren, kam auf mich zu und sagte: „Gute Frau, schreien Sie doch nicht so. Das ist ja nur für den Mord in Paris!“ Ich antwortete ihm: „Junge, wenn man deiner Mutter so mitspielte, was würdest Du dann wohl sagen?“ Dies hatte seine Wirkung, wie sich später ergab, nicht verfehlt.

Mein Mann saß während der ganzen Zeit wie versteinert auf dem Bettrand. Nachdem nichts im Schlafzimmer unzerstört gelassen war, stürmten die Männer in den Salon und rissen mit ihren Bajonetten die Brokatbezüge der Möbel auf und die ganze Polsterung heraus, alles Glas und Porzellan wurde zertrümmert und sogar die Blumen und Kakteen in dem Blumenfenster entgingen dem Vandalismus nicht. Nachdem dann auch die Diele mit einer schönen Standuhr und Schleiflackmöbeln sinnlos und brutal zerstört war, kam einer der Kerle zurück in unser Zimmer und ging mit seinem Bajonett auf meinen Mann zu und schrie: „So, Jude, jetzt rechne ich mit Dir ab“. Ich warf mich auf diesen Mann, um das Schlimmste zu verhindern, und in diesem Moment griff der Junge, mit dem ich vorher so unerschrocken gesprochen hatte, ein und sagte: „Nun lass die in Ruhe!“

Die Bande ließ dann ihre Wut in der Küche aus, wo einfach alles zerschlagen wurde und nur ein hoher Berg von Scherben und Trümmern verblieb, als sie schließlich abzogen.

Ich fiel in eine toten-ähnliche Ohnmacht, und da es keine jüdischen Ärzte mehr im Ort gab, lief mein Mann zu einem Nazi-Doktor. Er kam sofort und sagte: „Wir sind nicht mit all dem einverstanden, müssen aber mitmachen“. Wie sich bald herausstellte, hatte ich durch die Aufregung und das wahnsinnige Schreien meine Sehkraft fast verloren.

Am nächsten Morgen rief eine Freundin an und berichtete, dass man ihren Mann abgeholt habe. Mein Mann packte sofort ein kleines Kofferchen und begab sich auf Umwegen zum Bahnhof, um nach Berlin zu fahren. Noch hoffte ich, dass er sicher entkommen sei, als ein Polizist (Wiegand)⁵ kam, den wir als einen ordentlichen Mann kannten und der meinem Mann sehr gewogen war. Mit einem sehr traurigen Gesicht übergab er mir das Kofferchen meines Mannes und sagte: „Frau Gassenheimer, ich bringe Ihnen hier die Sachen Ihres Mannes. Sie haben ihn auch erwischt“.

Später erzählte mir mein Mann, dass er mit anderen Juden auf das sogenannte Schloss⁶ in Eschwege gebracht wurde und dort einige Tage unter den demütigendsten Umständen auf einen Transport warten musste. In diesen Tagen hatte sich der Bademeister⁷ des Ortes (dessen Tochter⁸ die Sekretärin meines Mannes war) besonders gemein benommen. Wenn morgens früh um 5 Uhr beim Appell die Männer knietief im Morast antreten mussten, stand er mit einer Peitsche dort und hieb auf die Juden ein und beschimpfte sie mit den unflätigsten Worten und spuckte sie an.

Ich erfuhr erst nach 14 Tagen unsagbarer Angst, was aus meinem Mann geworden war. Ich erhielt dann nämlich eine vorgedruckte Postkarte aus Buchenwald mit der Bitte um etwas Wäsche und 20 Mark, da sie für ihren „Aufenthalt“ bezahlen mussten.

Inzwischen wartete ich in der zerstörten Wohnung auf die Rückkehr meines Mannes. Da auch alle elektrischen Birnen zerschlagen waren, war ich zunächst in Dunkelheit, aber heimlich kam dann abends ein Mann, der wenigstens das elektrische Licht wieder in Ordnung brachte.

Nach genau vier Wochen kam mein Mann todkrank zurück. Wir versuchten, überall ins Ausland zu entkommen, aber es gelang uns nicht, und so vegetierten wir in Eschwege weiter. Im April 1939 wurde uns gesagt, dass wir innerhalb von vier Wochen unser Haus⁹ verlassen müssten. Es war ohne unser Zutun an den Bürgermeister¹⁰ verkauft worden, der dann auch dort einzog. Wir konnten



Abb. 2: Friedrich-Wilhelm-Straße 6 (2019)

so schnell in Berlin keine Unterkunft finden, und da niemand in Eschwege Juden mehr aufnehmen durfte, bot uns schließlich ein jüdischer Bäckermeister¹¹ eine Bleibe an. Eine Möglichkeit zum Kochen gab es dort allerdings nicht, und eine andere jüdische Familie¹² gab uns Essen. So haben wir vier Wochen lang gelebt, bis wir im Juni 1939 nach Berlin ziehen durften.

Ungefähr ein Jahr lang konnten wir dann ungehindert in Berlin leben, wo das Dasein im Vergleich zu der völligen Isoliertheit und den ständigen Schikanen in Eschwege durch-



Abb. 3: Brückenstraße 18 (am Bildrand rechts)

aus erträglich war.

In Berlin lebte zu der Zeit auch meine Tochter¹³, die mit einem Arzt verheiratet war. Mein Schwiegersohn war bereits nach England ausgewandert, aber das Permit für meine Tochter kam erst nach Ausbruch des Krieges in Deutschland an, und so musste sie als Arbeiterin bei Siemens arbeiten. Die Erlebnisse meiner Tochter aus dieser Zeit und ihre Flucht sind in dem Buch „Escape from Berlin“ von Catherine Klein, Verlag Gollancz¹⁴, niedergelegt.

Die vielen Aufregungen und vor allem das Schreien in der Überfallnacht hatten meinen Augen sehr geschadet, und im Januar 1940 bekam ich plötzlich derartige Kopfschmerzen, dass der herbeigerufene Arzt sofortige Überführung ins Jüdische Krankenhaus¹⁵ anordnete, und noch am gleichen Tage wurde ich an beiden Augen operiert. Die Verhältnisse im

Jüdischen Krankenhaus waren zu jener Zeit noch so, dass ich eine eigene Tag- und Nachtschwester haben konnte, und auch die Verpflegung war damals noch ganz gut. Auch nach meiner Rückkehr in unsere kleine Wohnung gelang es meinem Mann immer noch, uns Lebensmittel zu verschaffen, die Juden offiziell nicht mehr zugänglich waren.

So erhielt er z. B. in einem Geschäft in der Hohenstaufenstraße in Schöneberg manchmal

etwas Kaffee, der uns Juden mit dem „J“ auf unseren Rationskarten schon lange nicht mehr verkauft werden durfte. Dies wurde aber verraten, und jeder Jude, der dort einigermaßen menschlich behandelt worden war, musste eine Strafe von 50 Mark bezahlen.

Auch bot sich mein Mann, der nicht jüdisch aussah, manchmal beim Abladen von Obst an und erbat sich anstatt des Lohnes ein



Abb. 4: Reichensächser Straße 29 (1930er-Jahre)

paar Pfund Kirschen oder dergleichen, da wir Juden ja kein Obst kaufen durften. Auch auf dem Markt, in den Fischbuden half er und verschaffte uns auf diese Weise ab und zu etwas frischen Fisch, der ebenfalls nicht an Juden verteilt wurde. Ich selbst musste nach der Operation völlige Ruhe bewahren und durfte nicht einmal meinen kleinen Haushalt versorgen. Aber zu jener Zeit war es noch möglich, ein älteres jüdisches Fräulein für die Hausarbeit zu engagieren.

Die Gesundheit meines Mannes war aber durch seine Verhaftung in Buchenwald völlig ruiniert, und er hatte sich nicht davon erholen können. Sein Herz wurde ständig schwächer, und nach mehreren Herzanfällen erlag er einem solchen Anfall am 8. Juli 1941.

Inzwischen hatte man uns Juden in den Wohnungen immer mehr zusammengepfercht. Wir teilten unsere 4-Zimmer-Wohnung bereits mit einem anderen Ehepaar, und bereits am Tage nach dem Tode meines Mannes erschien ein jüdischer Herr an meiner Tür und verlangte in sehr schroffer Weise, dass ich das Schlafzimmer, das ich mit meinem Mann geteilt hatte, räumte, da mir jetzt nur noch ein Zimmer zustand. Da mein Appell an seine Menschlichkeit und noch dazu einen jüdischen Leidensgenossen, ihn in keiner Weise beeindruckte, ging ich an das jüdische Wohnungsamt, um ein paar Tage Aufschub für die Räumung zu bitten. Dort fand ich in Herrn Rudolf Schwarz¹⁶, den bekannten Kapellmeister, einen höchst verständnisvollen Menschen, der mir dazu verhalf, dass ich die kleine Wohnung noch eine Weile behalten durfte.

So lebte ich bis Januar 1942 in der Güntzelstraße¹⁷ 60. Wie alle anderen jüdischen Woh-



Abb. 5: Obere Friedenstraße 20 (2019)

nungen trug auch sie den großen Judenstern an ihrer Tür. Durch die mit der Flucht meiner Tochter verbundenen Aufregungen und das viele Weinen um meinen verstorbenen Mann wurden meine Augen aber wieder so schlecht, dass ich mich einer zweiten Augenoperation unterziehen musste. Wieder begab ich mich in die Obhut des guten Dr. Hirschfeld¹⁸ ins Jüdische Krankenhaus, der sich meiner später in wundervollster Weise annahm. Die Verhältnisse im Jüdischen Krankenhaus hatten sich seit meiner ersten Operation sehr verschlechtert. Es gab keine Einzelzimmer mehr, vier Patientinnen lagen in einem kleinen Raum, der nie geheizt war. Das Essen war sehr knapp und kaum genießbar.

Nach der Operation ging ich in meine Wohnung in die Güntzelstraße zurück. Kurz darauf starb der Mann meiner Mitbewohnerin Frau Wind, und auch in diesem Fall wurde das auf ihn entfallende Zimmer sofort anderweitig zugeteilt. Es zog dann eine 83jährige Frau mit ihren zwei erwachsenen Töchtern in die Wohnung. Mir selbst wurde ein kleines Hinterzimmer zugewiesen, das keinen extra Zugang hatte, sodass ich stets durch das Zimmer der alten Frau und ihrer beiden Töchter gehen musste.

Bald nach meiner Rückkehr aus dem Krankenhaus holte man Frau Wind ab. Wie damals üblich, versahen jüdische Männer dieses Amt, um nach Möglichkeit Aufsehen zu vermeiden. Sie trugen Armbinden, die sie als Beamte auswiesen, um sie selbst vor Verhaftungen zu schützen. Sie kamen zu Fuß und begleiteten Frau Wind nach einem Lokal in der Nachbarschaft, von wo sie „nach dem Osten“ abtransportiert wurde.

Im Laufe der Zeit wurde ich Zeugin vieler solcher Abtransporte. So erinnere ich mich noch gut daran, wie meine Schwägerin¹⁹, die Schwester meines Mannes, abgeholt wurde. Sie war schon vor etwa einem Jahr benachrichtigt worden, indem man die sogenannten „Listen“ geschickt hatte, eine Aufstellung aller der Artikel, die mitzunehmen erlaubt war[en]. Alle diese Sachen, die angeblich dann später den Betreffenden in Theresien-

stadt oder ähnlichen Lagern zur Verfügung stehen würden, wurden tatsächlich niemals den Opfern ausgehändigt. Meiner Schwägerin hatte man damals gesagt, dass sie noch eine Zeit in Berlin verbleiben dürfte, wenn sie gewisse Gelder „für Theresienstadt“ zur Verfügung stellte. Ich weiß nicht mehr, um welche Summe es sich dabei handelte, weiß aber, dass sie einen beachtlichen Betrag zahlte, um sich noch einige Monate verhältnismäßiger Freiheit in Berlin damit zu erkaufen. Aber dann wurde auch sie von den jüdischen Helfern abgeholt.

Dann starb die alte 83jährige Frau Süßmann. Sie war noch kaum verschieden, da holte man ihre Tochter, die sie hatte betreuen müssen, weil sie nun „nutzlos“ war. Die beiden Schwestern hingen ganz besonders aneinander, und so erbot sich eine andere Schwester, die bei Siemens Arbeiterin sein musste,



Abb. 6: Güntzelstraße 60 (2018)

freiwillig das Los der Schwester zu teilen. Tatsächlich ließ man sie auch auf ihr Flehen hin einen Teil des Weges mitgehen, schickte sie dann aber zurück, weil sie noch arbeiten konnte. Sie versteckte sich dann bei ihrer verheirateten Schwester in Charlottenburg, die mit einem Arier verheiratet war. Aber schon sehr bald, an einem Sonntagmorgen, standen zwei Herren vor der Tür und wollten Frl. Süßmann abholen. Als ich ihnen sagte, dass ich nicht wüsste, wo sie sei, nahmen sie eine sehr drohende Haltung an. Einer von ihnen setzte sich auf einen Stuhl vor meine Tür und sagte, er ginge nicht eher fort, bis ich Frl. Süßmann zur Stelle geschafft hätte oder nähme mich statt ihrer mit. Auch dies war ein jüdischer junger Mann! Ich rief sie an und stellte sie vor die schwere Wahl. Sie erklärte sich sofort bereit, zu kommen, aber auf dem Wege und in ihrer großen Aufregung verunglückte sie beim Abspringen von der Straßenbahn und wurde mit einer Gehirnerschütterung ins Jüdische Krankenhaus gebracht, nachdem zuvor ein christliches Krankenhaus ihre Aufnahme verweigert hatte. Aber auch ihr Unfall rettete sie nicht. Sie wurde aus dem Jüdischen Krankenhaus abgeholt und ebenfalls „nach dem Osten“ gebracht. Ich blieb dann allein als einzige Jüdin in dem Haus, in der Wohnung. Die anderen Zimmer wurden versiegelt.

Wie alle Juden zu jener Zeit, die noch über Bargelder verfügten, durfte ich mir von meinem Sperrkonto monatlich 200 Mark abheben. Der Bankmanager, ein Herr Spangenberg, war stets besonders freundlich und hilfsbereit zu mir gewesen. Er hatte mir sogar angeboten, mir zu einer Flucht in die Schweiz zu verhelfen, aber der Plan erwies sich als unmöglich, der Hintermann als ein Schwindler, und ich verlor dadurch eine große Summe Geldes. Als er mich kommen sah, sagte Herr Sp[angenberg] ganz erschrocken: „Frau Gassenheimer! Sie sind noch hier?! Ich habe Informationen, dass bis zum 5. März kein Jude mehr in Berlin sein wird.“ Es war der 2. März, ich ging stets zu Anfang des Monats, mir mein Geld zu holen. Obwohl ich

natürlich dieses Datum nicht kannte, hatte ich mich auf das Abholen vorbereitet. Gewisse Artikel von Wert hatte ich überall bei Freunden verteilt. Etwas Geld, das ich teils erspart, teils durch Verkauf von Einrichtungsgegenständen erworben hatte, hatte ich in die Kleidungsstücke eingenäht, die ich mitnehmen wollte und durfte, und einen Rucksack mit Esssachen hatte ich ebenfalls gepackt, für die lange Fahrt.

In jenen Tagen waren die Bombenangriffe auf Berlin ganz besonders schlimm. Unser ganzes Viertel um den Prager Platz herum war ein Inferno. Mir stand, wie allen Juden, ein „jüdischer“ Bombenschutzkeller zur Verfügung, aber die Nacht nach der Eröffnung durch den Bankmanager ging ich nicht mehr hinunter und verbrachte sie allein in meiner Wohnung. Am nächsten Morgen musste ich in die Apotheke, um mir meine Augentropfen zu holen. Die Portierfrau, eine Frau Keckert, ein übler Typ und eine Parteigenossin, hielt mich an und fragte, wohin ich ginge. Als ich ihr erwiderte: „Darf ich denn nicht ausgehen?“ sagte sie: „Ich würde an Ihrer Stelle nicht weggehen“. Ich wusste, dass ich ihr nicht trauen konnte. Aber sie hatte meinem Mann versprochen, mir zu helfen, wenn es mal nötig wurde. Um sie mir günstig zu stimmen, hatte ich ihr noch kurz vorher meine besonders schöne Kücheneinrichtung versprochen, die sie sich sofort mit ihrem noch übleren Mann per Fahrstuhl herunter holte. Ich hatte sie bereits prahlen hören, dass sie von dem „geerbten“ Gut der verhafteten Juden sieben Töchter ausstatten könnte, und als ich später nach den Jahren der Illegalität wieder in das Haus zurückkam, hatte sie in den Kellerräumen immer noch ein ganzes Warenlager.

Unbeschadet der Warnung dieser Frau verließ ich also das Haus und begab mich zu Freunden, einer Familie Katzmann, die in der gleichen Straße, Güntzelstraße 45 wohnten. Herr Katzmann²⁰ war Jude, sie Arierin, die sich und ihren Mann durch Hütemachen ernährte. Sie hatten sich in diesen schlim-

men Zeiten als gute Freunde erwiesen. Frau Katzmann als Arierin konnte mir manche Lebensmittel verschaffen, an die Juden überhaupt nicht mehr ankommen konnten. Ich erinnere mich z. B. an ein Pfund Schokolade, das sie mir besorgte. Es kostete allerdings 40 Mark, aber in meinem völlig verhungerten Zustand gab ich ihr gern das Geld, das ich durch Verkauf von für mich wertlos gewordenen Kleidungsstücken etc. erhalten hatte. Wie stets empfingen mich Katzmanns sehr freundschaftlich und veranlassten mich, nicht nach Hause zu gehen, sondern mit ihnen ihre wässrige Kartoffelsuppe zu teilen. Auf uns allen lag eine ahnungsvolle Schwere. Herr Katzmann sagte mir, dass er es nicht zum Schlimmsten kommen lassen würde, und zeigte mir ein kleines Medaillon, das er an seiner Uhrkette trug und das Gift enthielt.

Eine innere Unruhe ließ mich jedoch nicht lange dort bleiben, und als ich schließlich das Haus verließ, sah ich direkt gegenüber den Wagen stehen, der die letzten Juden aus Berlin abholte. Es war dies ein uns nun schon bekannt gewordener hoher Militärlastwagen, auf den die Opfer nur sehr schwer aufsteigen konnten. Ich sah dann mit meinen eigenen Augen, wie sie hinauf gepeitscht wurden. Schließlich nahm ich mir ein Herz und ging in mein eigenes Haus. Die Portierfrau kam mir entgegen und sagte: „Man wollte sie abholen, aber ich habe denen gleich gesagt, dass Sie zu anständig wären, um zu türmen“. Meine Wohnung war versiegelt, meine sorgfältig zusammengestellte letzte Habe unerreichbar. Nur ein kleines Kofferchen mit wertlosen Dingen hatte ich auch bei der Portierfrau untergestellt, das sie mir dann herausgab. Ich trug auch an jenem Tage, wie überhaupt letztthin, drei Kleider übereinander, nur hatte ich in der Aufregung ein Paar sehr zerstopfter Strümpfe gegriffen. Die Portierfrau gab mir dann ein Paar Strümpfe von sich selbst, die allerdings auch nicht sehr viel besser waren als meine eigenen. Sie sagte mir dann, die Männer hätten hinterlassen, dass ich mich in die Synagoge in der Levetzowstraße²¹ bege-

ben sollte, von wo ein Sammeltransport abging.

Ich ging aber nicht in die Levetzowstraße. Zunächst ging ich noch einmal zu Katzmanns zurück. Herr Katzmann hatte inzwischen das Gift genommen und lag im Sterben. Ich konnte seine röchelnden Atemzüge hören. Dort konnte ich also nicht bleiben. Ich hatte auch bei Frau Katzmann einen Koffer mit Sachen untergestellt, den sie mir später, als ich ihn unter Lebensgefahr holte, auch treulich aushändigte. Sie bat mich aber auch, sie nicht durch weitere Besuche zu gefährden. Wie sich nachher herausstellte, war Herr[n] Katzmanns Opfertod vielleicht unnötig gewesen. Die jüdischen Ehemänner von arischen Frauen waren alle in einem Berliner Lokal untergebracht, und die arischen Frauen hatten sich davor versammelt, und es kam zu solchen Szenen, dass sich die in Berlin noch ansässigen Diplomaten für sie einsetzten und erreichten, dass die Männer frei gelassen wurden²². Diese Frauen wurden dann alle zu harter Bauarbeit eingezogen.

Ich ging dann in meiner Verzweiflung zu einer Frau Marga Opiora, die, da sie schon älter war, bei meiner Tochter als Dienstmädchen arbeiten konnte. Vor ihrer Flucht hatte meine Tochter ihr bereits unglaublich viel geschenkt, und nach ihrer Flucht bereicherte sie sich an all den hinterlassenen Sachen, die sie als „herrenloses“ Gut bezeichnete. Ich bat sie, mir ein Obdach zu gewähren, da sie so viel von uns bekommen hatte. Auch hatte sie Dr. Hirschfeld versprochen, mir zu helfen, wenn Not am Mann wäre. Sie sagte mir, sie müsste warten, bis ihr Mann nach Hause käme. Als der Mann kam, ein brutaler Kerl, der auch schon im Gefängnis gewesen war, pflanzte er sich vor mir auf und sagte: „Nee, ich behalte Sie nicht. Sie haben mir damals die 500 Mark nicht gegeben, die ich brauchte, um aus dem Gefängnis zu kommen“. Alles Flehen half nichts. Ich bat, in der Küche auf dem Boden schlafen zu dürfen, aber sie blieben hart. Da ich den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte und in

einem elenden Zustand war, gaben sie mir allerdings etwas Warmes zu essen (Lungenhaschee) und wollten mich gerade herausbringen, als ein Fräulein Hensel²³ hereinkam, die als Sprechstundenhilfe bei meinem Schwiegersohn gearbeitet hatte und daher Frau Opiora kannte. Diese Elli wurde mein rettender Engel. Als sie meine Geschichte hörte, bot sie mir an, mit ihr zu kommen. Sie wohnte damals in der Königgrätzer Straße²⁴ 11, Gartenhaus. Mit ihr lebte ihr Freund, ein Deutschrusse, der sehr magenleidend war und sich zurzeit in einem Erholungsheim befand. Sie nahm mich mit zu sich und gab mir das Zimmer ihres Freundes. Ohne sie wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als in die Levetzowstraße zu gehen. Elli sagte mir allerdings, dass ich nur für kurze Zeit bei ihr unterkriechen könnte und mich nach einer ständigen Wohnung umsehen müsste. Ihre Portierfrau sei eine große Nazi und für mich zu gefährlich.

In meiner großen Not fuhr ich zu Dr. Hirschfeld ins Jüdische Krankenhaus. Wir überlegten uns, dass ich zunächst Papiere haben müsste, um überhaupt ein Zimmer zu bekommen. Er hatte die Adressen und Personalien von zwei arischen Frauen, von denen die eine, die ältere, im Sterben lag. Er riet mir, an den Geburtsort dieser Frau zu schreiben, zu sagen, dass ich ausgebombt wäre und alle Dokumente verbrannt seien und um Duplikate bäte. Es handelte sich um eine Frau Landgraf aus Pommern, deren Vater Schreiner war. Als ich dann nach etwa zehn Tagen die Duplikate in Händen hielt, wurde ich Frau Anna Landgraf, Arierin, und nahm den Judenstern von meinen Kleidern.

Damit begann meine illegale Zeit des Lebens [im] Untergrund. Zunächst musste ich aber noch etwa vier Wochen des ständigen Umherirrens auf der Suche nach einem Zimmer durchleben, die die schlimmsten meines Lebens waren. Ohne Essen (ich hatte ja keine Lebensmittelkarten), ohne ein Dach über dem Kopf, in ständiger Lebensgefahr.

Von Dr. Hirschfeld hatte ich die Adresse

einer Zimmervermittlung in der Friedrichstraße bekommen. Zimmer waren damals durch die umfassenden Bombenzerstörungen und die Evakuierung weiter Schichten der Bevölkerung schwer zu bekommen, außerdem war jeder misstrauisch und argwöhnisch Fremden gegenüber, Spitzel- und Verbrechertum blühte zu jener Zeit. Ich musste also ganz besonders vorsichtig sein und nach Möglichkeit Familien vermeiden, wo Männer oder Kinder waren, die durch die Partei veranlasst wurden, persönlichen Verhältnissen nachzuspionieren. Meistens fuhr ich in die Berliner Vororte, wo die Zerstörung nicht so groß und die Menschen nicht so nervös waren, und trotz der Behinderung durch meine schlimmen Augen wartete ich meistens bis abends, damit ich nicht auffiel oder als Jüdin erkannt wurde. Trotzdem passierte es mir natürlich, dass ich in Etagen klingelte, wo mir Männer in SA-Uniformen die Tür öffneten, oder wo ich sofort hörte, dass sie überzeugte Nazis waren. Unter einer schnell erdachten Ausrede entkam ich zwar stets, aber wurde durch diese ständigen Misserfolge natürlich immer verängstigter und mutloser.

Ich erinnerte mich dann einer Frau Alexandra Klose²⁵ in Buckow-Ost²⁶, eine Arierin, die eine Zimmergenossin im Jüdischen Krankenhaus besucht hatte und die auch zu mir sehr menschlich und hilfsbereit gewesen war und mir manche Lebensmittel zugesteckt hatte, Ich hoffte, dass sie mich vielleicht ein paar Nächte aufnehmen würde, was sie auch trotz der damit verbundenen großen Gefahr tat.

Sie schickte mich zu Freunden am Halleschen Tor, einem Ehepaar Kiewe²⁷, ein jüdisch-arisches Ehepaar, die mich ebenfalls acht Tage lang bei sich aufnahmen. Sie hatten einen einzigen Sohn²⁸, der damals eingezogen war, obwohl er Mischling war, und der später fiel. Aber lange konnte ich nirgends bleiben, weil es für die Betreffenden zu gefährlich war, und so sagte mir auch Herr Kiewe eines Morgens: „Meine Frau wird vor Angst verrückt“, die Portierfrau habe sich be-

reits nach mir erkundigt und ich müsste gehen.

Frau Alexandra nahm mich dann wieder für ein paar Nächte, und zwischendurch suchte ich unentwegt als Frau Landgraf weiter nach einer ständigen Unterkunft. Ich hatte bei Dr. Hirschfeld etwas Geld hinterlegt, so dass ich wenigstens nicht ohne einen Pfennig war. Durch einen jüdischen Händler, der mich allerdings sehr betrogen hatte, hatte ich Silber, Kristall, Daunendecken etc. verkauft und Dr. Hirschfeld den Erlös gegeben. Außerdem hatte er von meinem Sperrkonto eine gewisse Summe für eine angeblich weitere Operation abheben können.

Einmal glaubte ich in Niederschönhausen²⁹ ein Zimmer gefunden zu haben, das allerdings 50 Mark monatlich kosten sollte und nicht einmal einen Ofen hatte. Trotzdem zahlte ich gleich an, um es mir zu sichern, aber auch diese Frau schrieb mir unter einer fadenscheinigen Ausrede wieder ab. Wieder einmal wusste Dr. Hirschfeld Rat. Er hatte die Adresse einer christlichen Schneiderin in Charlottenburg, bei der ein jüdisches Ehepaar unter falschem Namen wohnte. Die Schneiderin wusste aber, dass es Juden waren, und obwohl sie auch mich als Jüdin erkannte, versprach sie zunächst, mich aufzunehmen, und nahm auch eine Anzahlung von 20 Mark an. Der Mann dieses Ehepaares arbeitete übrigens als Klempnergehilfe in einer Firma, und sein Arbeitgeber wusste ebenfalls, dass er Jude war. Als ich dann, wiederum gegen Abend, mit meinem kleinen Päckchen dorthin ging, sagte die Schneiderin: „Ich kann Sie nicht nehmen und habe die Anzahlung schon an meine Mieterin für Sie zurückgegeben“. Es war schon dunkel, aber nicht einmal für die eine Nacht wollte sie mir Obdach geben. Ein mir unbekannter Mann saß damals in der Küche und hatte Mitleid mit mir. Da ich im Dunkeln mir kaum helfen konnte wegen meiner Augen, brachte er mich in die nächste Telefonzelle, damit ich bei Kiewes anrufen konnte, die mich dann auch wirklich trotz

ihrer Ängste für eine Nacht wieder zu sich nahmen.

Auf der Liste, die ich von der Agentur bekommen hatte, war noch ein Zimmer übrig, das nicht sehr vielversprechend lautete, da es nur 25 Mark monatlich kosten sollte. Es war in der Schenkendorfstraße 8, Hochparterre. Die Inhaberin war ein Fräulein Elfriede Wilde³⁰. Sie war gelähmt und erwartete von ihrer Mieterin, dass sie das Einholen und lange Anstehen nach Lebensmitteln für sie machte und für sie kochte. Sie war in meinem Alter, 60 Jahre. Sie selbst bewohnte ein hübsches Zimmer, wo sie ständig in einem Lehnstuhl am Fenster saß, mit ihren gelähmten Beinen auf einem Schemel. Wir verstanden uns gleich ganz gut, und ich war auch durchaus bereit, die von mir erwarteten Pflichten zu übernehmen. Als sie mich dann aber auf meine Frage hin in das Zimmer schickte, das ich bewohnen sollte, konnte ich mich trotz meiner gewissen Not nicht gleich dazu entschließen. Es war eigentlich nur ein Verschlag, der kein Fenster hatte, sondern sein trübes Licht durch ein Fenster nach der Küche erhielt. Fast der ganze Raum wurde von einem elenden Bett eingenommen, und ein Teil war noch abgetrennt und diente als Kohlenkammer. Von dort führte eine Treppe in den Keller, von dem eine eisige modrige Luft heraufstieg.

Als ich Dr. Hirschfeld von dem Tatbestand erzählte, schickte er mich sehr energisch dorthin zurück, da die äußeren Umstände einer alleinstehenden invaliden Frau gerade das seien, was für mich am sichersten sei. So zog ich also bei Fr. Wilde ein und verbrachte dort 2 ½ Jahre. Ich hatte mir bereits eine Geschichte zurechtgelegt, die ich ihr und allen anderen erzählen würde und die so nahe wie möglich der Wirklichkeit entsprach, damit ich gedeckt war, wenn ich mich mal versprechen sollte. Mein Mann sei gerade gestorben. Er sei der Inhaber eines kleinen Geschäftes gewesen und es sei uns ganz gut gegangen. Aber seit seinem Tode hatte ich kein Einkommen mehr und meine Wohnung durch Bom-

ben verloren. Meine Tochter sei als Dienstmädchen in die Schweiz engagiert.

Fräulein Wilde war Kommunistin und obwohl sie ja nicht wusste, dass ich Jüdin war, äußerte sie sich stets sehr judenfreundlich. Sie ließ auch mein Bett von einem Sattler etwas aufarbeiten, bot mir ihre Chaiselongue mittags zum Schlafen an und rief mich oft abends herein, um mit ihr Radio zu hören. Dieses, das gab sie allerdings zu, war von einem Juden gestohlen. Unter diesen Umständen habe ich dann oft schöne Konzerte, aber auch oft die Reden von Hitler und Goebbels gehört!

Nun galt es aber, noch eine weitere gefährliche Hürde zu nehmen. Falsche Ausweispapiere hatte ich zwar, aber noch keine Lebensmittelkarten. Um diese zu erhalten, musste ich bestimmte Formulare ausfüllen und damit zur Polizei gehen. Den Mut dazu brachte ich einfach nicht auf. Erst bat ich Frau Opiora, den Gang für mich zu machen, die das auch versprach, aber einfach nicht kam. Ich ging dann zu unserer Portierfrau, sagte ihr, dass ich meiner Augen wegen so ungern auf die Straße ginge und ob sie mir gegen ein gutes Trinkgeld die Karten besorgen würde. Sie sagte das auch zu, und als ich abendszitternd! – zu ihr ging, händigte sie mir die Karten aus. Nun musste ich mich aber noch eintragen lassen und brauchte dazu die Abmeldung von den Geschäften, in denen die (richtige) Frau Landgraf aus der Augsburger Straße eingetragen war. Diese richtige Frau Landgraf war aber noch am Leben, und ich wagte es nicht, mich dort in ihrer Gegend irgendwelchen Fragen auszusetzen und meine so mühsam aufgebaute Existenz aufs Spiel zu setzen. Gott sei Dank war Frl. Wilde durch ihr Gelähmtsein so weltfremd geworden, dass ich ihr vorreden konnte, dass ich lieber in den alten Geschäften bleiben wollte, weil ich dort gut bekannt war, und obwohl das technisch gar nicht erlaubt war, glaubte sie mir. Ich half mir dann damit, dass ich die Lebensmittelkarten in sogenannte Reisemarken umtauschte, mit denen ich in Restaurants zwar teuer und schlecht zu essen bekam,

aber natürlich keine Lebensmittel für den täglichen Hausgebrauch kaufen konnte. Hier bewies sich Frau Alexandra wieder als eine gute Freundin und gab mir Brotkarten, die es reichlich gab, und packte mir manches Paket mit Lebensmitteln ein. Auch Elli gab mir ab und zu etwas zu essen oder ein paar Marken, und so hungerte ich mich durch diese schlimmen Jahre. Kohlen waren damals so knapp, dass mir auch meine Freunde die nicht abgeben konnten, aber da Frl. Wilde ihre Kohlen in meinem Zimmer aufbewahrte, stahl ich ihr einfach welche, wenn ich ab und zu einmal in meinem Zimmerchen sitzen wollte.

Frl. Wilde, die ja ganz auf fremde Hilfe angewiesen war, wurde von einer Frau betreut, die ihr durch die NSV³¹ gestellt wurde. Dies war aber eine ganz gerissene Diebin, die sie und mich ganz ungeniert bestahl. Frl. Wilde konnte sich körperlich nicht rühren, und ich fühlte mich so gefährdet, dass ich einfach nicht wagte, mich zu wehren. Oft, wenn ich zu dem langen Anstehen das Haus verlassen musste, versteckte ich mein bisschen Essen unter meinem Bett. Ich musste eben alles vermeiden, um [nicht] die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

Jeden Mittwoch fuhr ich zu Frau Alexandra, um mir etwas zu essen zu holen. Ich hatte das gleich von Anfang an mit Frl. Wilde abgemacht und „bezahlte“ die Lebensmittel damit, dass ich dort bügelte und ausbesserte. Außerdem hatte ich auch bei Frau Alexandra etwas von meinen Sachen untergestellt, die ich zu Geld machen konnte. Wenn auch „essen“ damals der Mittelpunkt der Existenz für alle war und ich ohne die Hilfe dieser gütigen Menschen wahrscheinlich gar nicht durchgehalten hätte, ebenso wichtig für mich war, dass ich wenigstens einmal in der Woche in einer gebildeten Atmosphäre sein konnte und Mensch unter Menschen sein durfte.

Eigentümlicherweise entbehrte mein Dasein auch nicht der lichtereren Momente. So sagte ich eines Morgens zu Frl. Wilde, als es Frühling geworden war, dass ich so gerne et-

was heraus ins Grüne fahren würde, und sie riet mir, mit dem 98er Bus in den Treptower Park zu fahren. In den Bus stieg eine besonders nett aussehende Frau ein, mit der ich ins Gespräch kam und die sich mir dann zu einem Spaziergang anschloss. Sie fing bald an, entsetzlich auf Hitler zu schimpfen, bekannte sich als Kommunistin und forderte mich auf, mit ihr zusammen zu ihrer Freundin zu gehen. Mit dieser Frau Schwade freundete ich mich dann richtig an. Bald wurde ich sogar Mitglied ihres „Kränzchens“, einem Kreis von netten Christinnen, die aber alle keine Nazis waren. Durch diese Verbindung kam ich dann manchmal etwas unter Menschen, ging sogar mit den Frauen ins Theater und ins Kino.

Immer aber wurden meine Tage, und besonders die Nächte, durch Furcht vor der Entdeckung überschattet. Und immer wieder ereigneten sich Dinge, die mich daran erinnerten, dass ich ja eigentlich vogelfrei war. So hatte ich durch eine Freundin meiner Tochter, Frau Lilion Dumke (Gattin des Schauspielers Dumke) Kontakt mit deren Mutter aufgenommen, die ebenfalls unter einem falschen Namen (Frau Bernhardt) lebte und die manchmal zu mir kam, weil ihr eigenes Zimmer unheizbar war. Ehe sie mit dem falschen Namen [in den] Untergrund ging, hinterließ sie einen Brief, in dem sie sagte, sie würde in die Spree gehen und ihre Tochter sei nicht das Kind ihres Mannes, sondern eines Ariers. Damit hatte sie ihrer Tochter eine Lebensmöglichkeit gegeben. Sie selbst erhielt dann durch einen Juden für 8.000 Mark die falschen Papiere auf den Namen Bernhardt. Eines Tages rief ich bei ihr an, und eine fremde Stimme antwortete mir, dass irgendetwas mit Frau Bernhardt nicht gestimmt hätte, sie sei nicht mehr da und ihr ganzes Zimmer verwüstet. Von der Tochter hörte ich dann, dass der Jude, der ihr die Papiere verschafft hatte, geschnappt worden sei und man ihm seine Freiheit versprochen hatte, wenn er die Menschen verriet, denen er Papiere verschafft hatte. Er sowohl wie alle jene Menschen wurden nach dem Alexanderplatz gebracht und von dort aus deportiert.

Wenn ich so etwas erfuhr, bangte mir stets sehr um mein Leben, und jeder kleine Zwischenfall versetzte mich in Panik. So erinnere ich mich eines Tages, dass ein Polizist in unsere Wohnung kann und nach Frl. Wilde fragte. Als er nach einiger Zeit ging und ich völlig verängstigt zu ihr ins Zimmer ging und fragte, was er gewollte hätte, stellte sich heraus, dass sie für ihn Monogramme auf seine Wäsche stickte!

Um auf etwas sicheren Füßen zu stehen, wollte ich darum einmal versuchen, mir einen sogenannten Postausweis zu besorgen. Ich veranlasste Bekannte, mir kleine Beträge zu überweisen, sodass ich dem Geldbriefträger bekannt wurde, was ich noch durch gute Trinkgelder bekräftigte. Als er mich dann eines Tages bereits mit „Frau Landgraf“ ansprach, sagte ich ihm, ich hätte eigentlich gerne einen Postausweis, weil ich so oft nicht zuhause sein könnte, wenn er käme. Ja, den wollte er mir wohl besorgen. Und bereitwillig verabredete er eine Zeit mit dem Postinspektor für mich. Als ich dann bei diesem Beamten war und ihm meine falschen Papiere vorlegte, verlangte er einen Trauschein. Ich hatte den nicht und versprach, an meine „Heimatbehörde“ um einen solchen zu schreiben. Ich wagte aber auch nicht mehr, mich nochmals um Duplikate an Frau Landgrafs Standesamt zu wenden, und lebte viele Wochen in großer Angst, dass ich mich nun selbst verraten hatte. Aber es passierte nichts.

Inzwischen wurden die Luftangriffe auf Berlin immer schlimmer. Oft hatte man zwischen den Angriffen keine Zeit, die Toten in den Straßen aufzulesen. Influenza und Ruhr waren die unausbleibliche Folge der unhygienischen Verhältnisse, in denen so viele, halb verhungerte Menschen eng zusammengepfercht lebten. Ich fühlte mich in jenem Zimmer oft auch sehr elend, wagte aber nicht, krank und bettlägerig zu werden, weil ich fürchtete, mich zu verraten oder die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Eines Tages war ich jedoch durch Dysenterie und den ständigen Hunger so geschwächt, dass ich ohn-

mächtig auf der Straße zusammenbrach. Wie ich nach Hause kam, weiß ich nicht, aber Frl. Wilde ließ Elli Bescheid sagen, die dann auch kam und mich pflegte und mir, wie so oft, von ihrer eigenen kargen Ration abgab.

Ein Gutes brachten die Luftangriffe mit sich: Es lag viel Holz auf der Straße herum, das ich im Dunkeln aufsammelte, um manchmal mein Zimmer heizen zu können. Ich glaubte inzwischen, dass Frl. Wilde meine gelegentlichen Übergriffe auf ihren Kohlenvorrat gemerkt hatte, und hatte schon lange kein warmes Zimmer mehr gehabt. Aber bei der allgemeinen Kohlenarmut hatte die ganze Bevölkerung es auf das Holz in den Straßen abgesehen, und die diebische Person, die Frl. Wilde betreute, vergriff sich dann auch an den aufgestapelten Holzvorräten der anderen Mieter, die Anzeige bei der Polizei erstatteten. So kam zu meinem unsagbaren Entsetzen dann eines Tages wieder ein Polizist an unsere Tür.

Trotz der Übermüdung durch die ständig gestörten Nächte, versuchte ich weiter, Frl. Wilde durch stundenlanges Anstehen mit Lebensmitteln zu versorgen. Zuerst hatten wir manchmal gemeinsam gegessen, aber als mir meine Freunde weniger und weniger zu geben vermochten und ich oft überhaupt nichts zu essen hatte, fürchtete ich, dass dies Frl. Wilde auffallen könnte, und ich schlug ihr vor, dass wir die gemeinsamen Mahlzeiten aufgeben wollten, da ich oft ihren Geschmack nicht teilte. Ich durfte ja um Gottes Willen die Person nicht gegen mich einnehmen und mich meines einzigen Stützpunktes berauben. Sie hat mir in den ganzen 2 ½ Jahren niemals auch nur das Geringste an Esssachen mitgegeben, aber auch das durfte mich nicht verdrießen. Da sie gelähmt war und nie aus dem Zimmer kam, schickte sie mich außerdem auch oft hinaus, um ihr Bericht über die Zerstörungen um uns herum zu erstatten, eine weitere Gefahr für mich, da gerade nach den Angriffen viel Polizei, Militär und uniformierte Beamte auftauchten, vor deren Fragen oder Verlangen von Ausweisen ich

ständig zitterte. Während der Angriffe brachte ich Frl. Wilde meistens auf die fensterlose Toilette, wo wir oft ganze Nächte (sie voller Entsetzen an mich gekrampft) verbrachten. Ich hätte jetzt natürlich in einen richtigen Luftschuttkeller gehen können, aber bei den vielen Fremdarbeitern, Obdachlosen, Deserteuren etc. wurden sehr oft Razzien auf diese gemacht, und dem durfte ich mich natürlich nicht aussetzen.

Durch das stundenlange Anstehen, oft mit Hunderten von Menschen, bekam ich einen guten Einblick in die Psyche der Bevölkerung. Da es zu jener Zeit schon keine Juden mehr in Berlin gab, wurde über das Judenproblem nicht mehr gesprochen. Aber immer noch glaubten manche an einen deutschen Sieg, und als Berlin bereits in Schutt und Asche lag, lasen die Leute um mich herum noch Verherrlichungen auf Hitler in den Zeitungen und glaubten an die Wunderwaffe, die im letzten Augenblick noch das Blatt wenden würde. Selbst meine getreue Elli fragte mich eines Tages: „Was wirst Du denn machen, wenn nach dem Sieg Du Dich doch schließlich wieder als Frau Gassenheimer zu erkennen geben musst?“ Überhaupt wurde ihr Kontakt mit mir für sie immer gefährlicher, und eines Tages, als ich mit ihr im Walde bei Buckow Beeren sammelte, sagte sie, eine Cousine von ihr hätte uns zusammen gesehen und mich als die Schwiegermutter von Dr. Cohn erkannt und sie gewarnt, dass sie sich um ihr Leben bringen würde, wenn sie weiter mit mir zusammenkäme. Sie dürfte mich also nicht mehr wiedersehen. All mein Bitten und Weinen half nichts. Sie verabschiedete sich von mir. Aber nach vier Wochen stand sie dann doch wieder auf meiner Schwelle, ihr Gewissen ließe ihr keine Ruhe.

Auch sonst hat mir mancher christliche Deutsche geholfen. Ob sie mich als Jüdin erkannten, ist nie besprochen worden, aber wohl anzunehmen. Frl. Wilde schickte mich z. B. immer in die öffentliche Leihbibliothek, um recht wertlose „Schmöker“ für sie zu holen, und allmählich wurde ich mit der jun-

gen Bibliothekarin dort bekannt. Eines Tages erzählte sie mir, dass sie Hans Albers³² kenne und ihn besonders verehere, weil er sich so für seine jüdische Freundin eingesetzt hätte. Seit der Zeit versorgte sie mich mit den schönsten und neuesten Büchern, die sie meistens schon für mich zurechtgelegt hatte. Dank dieser ständigen Zufuhr von schönen Büchern wurde mir die Zeit in meinem elenden Zimmer niemals lang, und nachdem ich Frl. Wilde oft von meiner Lektüre erzählte, ließ sie mir sogar eine kleine Leselampe herrichten.

Das viele Lesen tat natürlich meinen Augen nicht gut, und ich brauchte bald noch eine stärkere Brille. Aber Dr. Hirschfeld durfte mir als christlicher Frau Landgraf keine Rezepte mehr verschreiben. Auch da half ein christlicher Arzt, zu dem ich geschickt wurde, ein Dr. Semmler aus dem Krankenhaus in der Nachbarschaft (Name ist mir entfallen). Ohne viel zu fragen, sorgte er dafür, dass ich eine neue Brille bekam.

Schlimm war natürlich auch, dass ich – ohne richtige Rationskarten – keine Möglichkeiten hatte, meine Kleidung und Wäsche zu erneuern oder in Ordnung zu halten, da schließlich auch Nähgarn etc. nur auf Karten verkauft werden durfte. Ich sah zum Schluss wie eine Lumpenliese aus. Besonders zerfetzt waren meine Schuhe, und auch Leder für Reparaturen gab es nur auf besondere Abschnitte der Rationskarten. Da half mir der Luftschutzwart des Hauses, der sich schon sehr nett mir gegenüber erwiesen hatte und allen Anweisungen zuwider nicht darauf bestand, dass ich in den Luftschutzkeller ging. Er war Schuhmacher gewesen und besserte meine Schuhe aus und gab mir manches Stück Leder, auch ohne Karte. Auch er fragte mich nie, wieso ich alle solche Rationskarten nicht besaß.

Frl. Wilde in ihrer primitiven Art hatte natürlich wenig Verständnis für die Qualen, die ich ganz abgesehen von meiner ständigen Angst vor Entdeckung in der schrecklichen Umgebung litt. Die Wohnung hatte z. B. kein Bad, und ich stellte mich manchmal mit 40

bis 60 Menschen bei einer öffentlichen Badeanstalt an, um ein warmes Bad zu haben, was sie als „albernes Getue“ bezeichnete. Wenn ich mir in einem Friseurgeschäft die Haare waschen ließ und mitten beim Trocknen die Elektrizität abgesperrt wurde und ich mit nassen Haaren nach Hause kam, so amüsierte sie das sehr. Und nicht ein einziges Mal durfte ich ihr zu verstehen geben, dass der Dreck, in dem ich leben musste, mich ganz elend machte.

Über die letzten Monate des Krieges mit den Massenangriffen der Amerikaner auf Berlin und den grauenhaften Erlebnissen, die man täglich hatte, wenn man sich über Schutthaufen und Tote seinen Weg zu den Lebensmittelgeschäften bahnen musste, will ich hier nicht erzählen, weil das das Geschick der Deutschen und nicht der Juden war.

Eines Sonntagmorgens im April 1945 hatte Hitler bekannt gegeben, dass er jetzt die Reserven an Lebensmitteln in Berlin verteilen würde, und Frl. Wilde schickte mich sofort nach unserem Kolonialwarengeschäft, wo bereits Hunderte von Menschen anstanden. Ich hatte auch bereits vier Stunden dort gestanden, als plötzlich Elli erschien, die von Frl. Wilde geschickt wurde, da die russische Artillerie bereits so nahe war, dass die Straßen unter ihrem Feuer lagen. Trotz Ellis dringenden Vorstellungen, nicht zu der lahmen Frau zurückzugehen, die mir nicht helfen konnte, kehrte ich in Frl. Wildes Wohnung zurück, die keine Fenster und keine Türen mehr hatte. Wir verbarrikadierten uns so gut es ging, aber morgens um 5 Uhr stand Elli vor mir und bestand darauf, dass ich mit ihr ginge. Wir beruhigten Frl. Wilde, und ich gab ihr sogar noch etwas Geld und versprach wiederzukommen. Dann rannten wir durch die Straßen, die inzwischen wie ein Schlachtfeld voll Rauch und einschlagenden Geschossen waren, zu Ellis Haus. Der Nazi-Portierfrau drohten wir, dass wir sie sofort bei den Russen anzeigen würden, wenn sie mich nicht in den Keller ließe. Wir rieten ihr, das Hitler-Bild, das immer noch riesengroß in ihrer Portierloge hing, zu

verbrennen, was sie unter Tränen (!) tat. Zwei Tage und Nächte verbrachten wir so ohne Essen und Trinken in dem Keller. Zusammen mit den russischen Geschossen und Bomben fielen deutsche Flugblätter herunter, dass die deutsche Bevölkerung ausharren sollte, Hitler stellte eine neue Armee zusammen, die Berlin und Deutschland retten würde!

Nach zwei Tagen sahen wir aus dem Kellerfenster die ersten Russen. Sie führten deutsche Männer ab, weil von der SS immer noch auf sie geschossen wurde. Wir machten uns weiße Armbinden und gingen mit erhobenen Händen herauf. Vielleicht hätte ich mich sofort als Jüdin zu erkennen geben sollen, aber noch brachte ich den Mut dazu nicht auf. Elli konnte durch ihren deutsch-russischen Freund etwas Russisch, und es gelang ihr auch, sich mit den Offizieren zu verständigen. Später fanden wir dann bestätigt, was uns diese ersten russischen Offiziere sagten, nämlich, dass sie Elitetruppen seien und Plündern und Vergewaltigungen von ihnen nicht zu befürchten seien, dass aber der Nachschub sich für alles rächen würde, was man in Russland verbrochen hatte. Elli wagte sich daher auch auf die Straße und brachte von den Lebensmitteln zurück, die die Russen von dem deutschen Heer erbeutet hatten. Noch gaben die großmütig davon an Frauen und Kinder ab, kurz darauf hieß es aber stets: „Nur Lebensmittel, wenn Du mitkommst“. Es war daher wichtig, dass ich mich als Jüdin ausweisen konnte, um Schutz zu finden und in den Besitz von rechtmäßigen Lebensmittelkarten zu kommen. Wir, Elli ließ mich in all diesen Tagen nie allein, gingen also zunächst auf das Lebensmittelamt. Auf dem Wege dorthin kamen wir an einem medizinischen Geschäft vorbei, das von der Bevölkerung geplündert wurde. Elli erwischte gerade noch ein elektrisches Heizkissen und ich drei Umstandskorsetts. Diese taten mir sehr gute Dienste. Eins davon zog ich selbst an, es war das erste und einzige saubere und heile Stück, das ich seit langer Zeit am Körper hatte. Das zweite bekam Fr. Wilde als Dank

für ihre, wenn auch unbewusste Hilfe, und das dritte wurde ein kostbares Tauschobjekt in der darauf folgenden Hungerzeit. Dann kam der unvorstellbare Moment auf dem Lebensmittelamt, wo ich mich einem deutschen Beamten als Jüdin offenbaren konnte. Der Beamte war sehr ordentlich, gab mir sofort eine sogenannte Interimskarte, die aber nur die fünfte Kategorie der Versorgung darstellte, und empfahl mir, mich durch eine autoritative Person identifizieren zu lassen.

So machten Elli und ich uns auf den Weg ins Jüdische Krankenhaus, der von morgens früh bis spät abends dauerte. Bahnen fuhren nicht mehr, alle Brücken waren gesprengt, viele Straßen völlig mit Trümmern verstopft. Überall brannte es noch, und überall lagen tote Menschen und tote Tiere, manchmal auch nur einzelne Gliederteile. Und überall wehten aus den rauchenden Häusern weiße Tücher. Als wir schließlich in der Iranischen Straße ankamen, hieß es: Dr. Hirschfeld kommt am Montag nicht. Ich wurde dann an den Leiter des Lagers hinter dem Krankenhaus verwiesen, wo Juden und Mischlinge im Freien kampierten. Es waren dies die letzten Menschen, die noch aus Krankheits- oder anderen Gründen im Jüdischen Krankenhaus gelebt hatten und dann einfach auf den Lagerplatz verwiesen wurden, als man der vielen Verletzten wegen Betten und Obdach brauchte. Hier warteten sie auf den Transport nach dem Osten, und den Anblick dieser völlig verhungerten und zerlumpten Menschen, die um die Lagerfeuer tanzten, da sie nun gerettet waren, werde ich nie vergessen. Es war inzwischen Nacht geworden, wir waren völlig erschöpft von dem langen Weg, und so verbrachten wir diese Nacht mit den anderen Juden, zitternd vor Kälte, unter freiem Himmel.

Am nächsten Morgen ging ich in das Krankenhaus zurück. Die dort anwesenden Deutschen waren sehr nett und jeder wollte helfen, als ich mich als Jüdin zu erkennen gab. Ich traf dort zufällig einen Balten, der meine Tochter kannte und der mich mal vor Spit-

zeln gewarnt hatte, als ich nach ihrer Flucht in ihre Wohnung ging, um mir einiges zu holen. Dieser Mann und eine Krankenschwester wurden meine Zeugen, dass ich Frau Gassenheimer und Jüdin war, und stellten mir ein dahingehendes Dokument aus.

Auf dem Nachhausewege sahen wir in einer Nebenstraße der Leipziger Straße einen Menschenauflauf. Von einem mir ganz neuen Mut beseelt mischte ich mich unter die Menschen, etwas was ich jahrelang nach Möglichkeit vermieden hatte, und sah, dass ein Warenlager der Luftwaffe geplündert wurde. Man watete in Mehl, weil die Säcke von Kugeln zerrissen waren. Ein Junge gab mir einen Karton mit Tuben aus einer Kiste. Was sie enthielten, wussten wir nicht. Aber später stellte es sich als Nescafé³³ heraus, der uns ein fast unbezahlbares Tauschobjekt gegen andere Lebensmittel wurde. Elli hatte inzwischen von einem Russen einen Sack Zwiebeln bekommen. Als wir schwer beladen wieder nach Hause kamen, hatte sich meine Geschichte bereits verbreitet. Alle Mieter waren sehr nett und brachten ihre kleinen Schätze. Eine Dame, die vergewaltigt worden war, hatte von einem Russen 5 Stück Nougat erhalten und bot mir sogar davon an.

Von unserem Raub hatten wir genug, um etwa 14 Tage leben zu können. Die Versorgung der Bevölkerung nach dem Einmarsch der Russen war völlig zusammengebrochen. Es gab einfach nichts und völliges Chaos herrschte. Da nur nachts von 1 bis 2 Elektrizität verfügbar war, kochten wir nachts und aßen gewöhnlich auch nachts unsere seltsamen Mahlzeiten. Am Tage musste Elli Schutt fegen. Russen mit aufgefplanten Bajonetten hatten sie dazu abgeholt. Ich als Jüdin brauchte nicht zu arbeiten. So gut ich konnte, versuchte ich unsere kleine Wirtschaft zu führen. Wasser gab es nicht, viel scheuern konnte ich also nicht! Als ich dann eines Tages Wasser von einer Pumpe holte, wo noch tote Pferde lagen, bekam ich prompt wieder einen Anfall von Ruhr. Außerdem wimmelte es im Hause von Wanzen.

Inzwischen war ich auf dem Amt in Charlottenburg gewesen und bekam als Jüdin Lebensmittelkarten der 3. Kategorie, war also den üblichen Privatpersonen gegenüber etwas bevorzugt. Auch etwas Geld hatte man mir auf dem Amt gegeben.

Eines Tages ging ich zu meinem alten Freund, Herrn Kiewe, und bat ihn, mit mir in die Güntzelstraße in meine alte Wohnung zu gehen, um zu versuchen, etwas von meinen Sachen zu bekommen. Die Portierfrau war kaum wiederzuerkennen, nun war ich wieder „Gnädige Frau“ und sie wusste gar nicht, was sie mir alles antun konnte. Sogar Kaffee bot sie mir an, damals der größte aller Schätze! Ich bat sie um eine Bestätigung, dass ich dort gewohnt hatte, die sie mir auch bereitwilligst gab, und immer wieder bat sie mich, sie nicht anzuzeigen, sie wolle mir alle meine Sachen wieder herausgeben.

Ein paar Tage später fand ich in den Saum meines Mantels genäht die Adresse meines Schwiegersohns in England. Außerdem versuchte ich, durch die jüdische Gemeinde, die sich notdürftig wieder im Jüdischen Krankenhaus organisiert hatte, Nachforschungen nach meinen Angehörigen zu stellen. Aber es war keiner mehr am Leben. Ich hörte dann aber von einer Bekannten, Frau Bär, die aus Theresienstadt zurückgekommen und nun in einem Altersheim untergebracht war, und suchte sie auf, da ich sie vor ihrem Abtransport gebeten hatte, meine Schwester³⁴ und Schwägerin³⁵ in Theresienstadt aufzufinden zu versuchen. Ich fand sie, zur Unkenntlichkeit abgemagert, mit 6 anderen ähnlich aussehenden Frauen in einem Zimmer des Heimes. Sie erzählte, dass sie sich gleich nach meiner Schwester erkundigt habe, als sie nach Theresienstadt kam, sie war aber am Tage vorher an Dysenterie gestorben. Meinen Schwager, der schwer leidend war, hatte man tot aus dem Zug geworfen. Meine Schwägerin, die wie ich vorher erwähnt hatte, eine große Summe Geld für Theresienstadt gezahlt hatte, konnte sich dort nur 1 ½ Jahre halten. Dann wurde sie eines Tages für einen Transport nach Deutschland

„zum Aufbau“ aufgerufen, in Wirklichkeit aber in die Gaskammern geschickt. Frau Bär selbst hatte die Klosetts reinigen müssen und wurde so elend, dass sie ins Krankenhaus kam, wo sie noch lag, als die Russen Theresienstadt befreiten. Einige der Frauen, die das Zimmer mit Frau Bär teilten, erzählten mir, sie wären bereits für einen Transport, mit Rucksäcken auf dem Rücken, aufgestellt gewesen, aber der Zug (der letzte, der nach Auschwitz ging) fasste nur 300, und sie waren überzählig und wurden auf diese Weise gerettet.

Anfang Juli kam ich eines Tages von einem meiner Streifzüge nach Esswaren nach Hause und fand dort einen englischen Offizier auf mich warten, der mir einen Brief meiner Tochter aus der Schweiz brachte, das

erste Lebenszeichen nach ihrer Flucht. Durch diesen Captain Scherer hatte ich dann einen wundervollen Beschützer und Helfer. Er fuhr mich zunächst in seinem Militärauto in die amerikanische Militärbehörde, um zu versuchen, wieder in den Besitz einer Wohnung, nach Möglichkeit meiner alten Wohnung in der Güntzelstraße zu kommen. Die Amerikaner gaben mir einen Brief an die englische Behörde mit, und auf dem Wohnungsamt im britischen Sektor war man zwar willig, mir zu helfen, doch war das Haus teilweise zerbombt und völlig besetzt. Meine eigene frühere Wohnung wurde von einer Familie bewohnt, die damals evakuiert war. Meine Möbel waren nicht mehr vorhanden. Die Portierfrau gab mir zwar einiges von meinem Eigentum zurück, sodass ich wenigstens das Allernötigste hatte, und ich zog zunächst in meine alte Wohnung zurück, die mir zu-



Abb. 7: Käthe Cohn (1942)

gewiesen wurde, solange die eigentlichen Eigentümer geflüchtet waren. Nach Jahren hatte ich wieder ein menschenwürdiges Unterkommen, und so eng ich auch durch die Geschehnisse mit Elli verbunden war, ich bat sie, mich eine Woche allein in der Wohnung zu lassen, und schlief fast die ganze Zeit.

Einige Zeit später kam ein Herr Heilbrunn zu mir, der der Wirt meiner Schwägerin gewesen war. Auch er hatte illegal unter falschem Namen gelebt und wurde mit anderen alten Leuten aus Berlin nach Ostpreußen evakuiert, wo es ihm ganz gut gegangen war. Zurzeit betrieb er einen lebhaften Schwarzhandel und hatte sich, wie er selbst sagte, schon ein kleines Vermögen verdient. Er bot mir sofort an, mir Geld zu leihen,

und gab mir 500 Mark, da ich nichts mehr hatte.

Nach vier Wochen kamen die Inhaber der Wohnung zurück. Der Mann benahm sich sehr gemein gegen uns, sodass selbst der Beamte im Wohnungsamt uns riet, sie freiwillig aufzunehmen, und nach vielen Mühen und Schwierigkeiten fanden Elli und ich schließlich zwei möblierte Zimmer in der Ludwigkirchstraße.

Wenn auch die Gefahr der Illegalität für mich nicht mehr bestand, so war die folgende Zeit in dem zerstörten Berlin noch eine sehr schlimme Periode in meinem Leben. Überall begegnete man natürlich auch noch oder wieder dem Antisemitismus. Als ich z. B. versuchte, in einem Möbellager etwas Möbel zu bekommen, sagte mir der Inhaber: „Es sind viel zu viele Juden zurückgekommen“, und als ich einmal mit meiner Kennkar-

te als „Opfer des Faschismus“ versuchte, in ein Kino zu gehen, ohne mich ans Ende der Schlange zu stellen, wurde ich aufs Gemeinste geschimpft.

Offiziell wurden wir Juden gut betreut. Wir bekamen die sogenannten Arbeiterlebensmittelkarten, was doppelte Rationen bedeutete. Die Stadt Berlin zahlte uns monatlich 35 Mark Rente und außerdem eine einmalige Zahlung von 450 Mark. Aber das alles hätte unseren Hunger nicht stillen können, hätten wir nicht die herrlichen Pakete durch die amerikanischen Juden bekommen, die wir uns alle 4 Wochen holen konnten. Auch bekamen wir durch das Joint Distribution Committee³⁶ warme Decken und Überschussware von der amerikanischen Armee.

Auf diese Weise verlebte ich noch 2 Jahre in Berlin, während der ich ununterbrochen versuchte, nach England oder Amerika zu kommen. Es gab wieder ein Jüdisches Gemeindeamt, wo man mit viel Verständnis beraten wurde. Nach unzähligen Besuchen bei der amerikanischen und englischen Behörde fragte mich eines Tages eine englische Beamtin: „War es Ihre Tochter, die ein Buch über ihre Flucht veröffentlicht hat?“ Als ich das bejahen konnte, versprach sie, mein Gesuch besonders zu beschleunigen, und wirklich hatte ich kurze Zeit darauf mein Visum und kam mit einem Roten-Kreuz-Transport nach England.

Nachbemerkung

Ida Gassenheimer wurde am 8.3.1881 in Schweinfurt geboren. Ihre Eltern waren der Viehhändler Karl Heinemann (1849–1905) und Marianne Frank (1857–1936), die bereits einen Sohn und zwei Töchter hatten und nach Ida noch zwei Söhne und eine Tochter bekamen.³⁷

Der Kaufmann Carl Gassenheimer wurde am 21.9.1875 in Bibra³⁸ geboren als Sohn und viertes von insgesamt acht Kindern des Eisenhändlers Salomon Gassenheimer

(1840–1898) und der Babette Wolfermann (1842–1925)³⁹. Der Vater war Teilhaber der Firma Gassenheimer & Sohn in Themar. 1892 zog die Familie um nach Hildburghausen, wo Salomon eine eigene Firma für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte gründete, die nach seinem frühen Tod von den Söhnen Oskar (1869–1927), Louis (1873–1943) und Josef (1879–1938)⁴⁰ weitergeführt wurde. Carl jedoch ging im Frühjahr 1890 als „Handlungslehrling“ nach Eschwege und wohnte zunächst in der Neustadt und in der Bahnhofstraße, dann bis 1915 in der Friedrich-Wilhelm-Straße 6, wohin ihm seine junge Frau Ida nach der Eheschließung am 3.9.1906 in Schweinfurt folgte und wo am 21.7.1907 die einzige Tochter Käthe geboren wurde.

Karl Gassenheimer war ab 1901 gemeinsam mit Ernst Rupprecht (1860–1917) Inhaber einer Großhandlung für Därme und Fleischereibedarf in der Brückenstraße 18, aus der letzterer jedoch ausschied, um mit Hermann Braun (1875–1937) eine Zigarrenfabrikation zu betreiben.

Gassenheimer beteiligte jetzt seinen Schwager Jacob Steinhardt (1877–1937)⁴¹ als Kompagnon, die neue Firma Gassenheimer & Co. (Darmhandlung en gros) nahm ihren Geschäftsbetrieb am 1.1.1914 als offene Handelsgesellschaft auf. Am 7.7.1938 wurde sie auf Druck der Behörden aus dem städtischen Gewereregister abgemeldet, Kundenkreis und Warenlager wurden von der Firma Köhler & Luckhardt⁴² erworben. Die bereits zum Jahresende 1938 geforderte Löschung erfolgte jedoch erst zum 5.1.1942, da sowohl Gassenheimer als auch seine Witwe Ida die endgültige Liquidierung wiederholt unter Hinweis auf die nur schleppend mögliche Beitreibung von Außenständen während des Krieges zu verzögern suchten.

Carl Gassenheimer wurde nach dem Novemberpogrom nach Buchenwald verschleppt und dort so sehr misshandelt, dass er krank und elend nach Eschwege zurückkehrte und sich nie mehr recht erholte.

Im April 1939 mussten Carl und Ida Gas-

senheimer ihre Wohnung in der Reichen-sächser Straße verlassen. Bei Bäckermeister Simon Katz in der Bahnhofstraße 22 fanden sie eine neue Bleibe und trafen dort auf weitere Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die ihre angestammten Wohnungen ebenfalls hatten aufgeben müssen. Wenige Wochen später im Mai 1939 meldeten sich die Eheleute schließlich nach Berlin-Wilmersdorf, Güntzelstraße 60 ab. Hier verstarb Carl Gassenheimer am 8.7.1941 an den Folgen der während seiner Internierung in Buchenwald erlittenen Misshandlungen. Ida entschied sich für ein Leben in der Illegalität, über diese Zeit berichtet sie in dem vorliegenden Text. An eine Ausreise war nämlich jetzt nicht mehr zu denken, und ihre verwitwete Schwägerin Alma Steinhardt⁴³ hatte man bereits deportiert. Nach dem Ende von Terror und Krieg folgte sie Tochter Käthe und Schwiegersohn Dr. Ernst Cohn 1947 nach London, wo sie am 8.9.1963 starb.

Die Tochter Käthe Gassenheimer wurde am 21.7.1907 in Eschwege geboren. Sie besuchte das städtische Lyzeum von 1916/17 bis 1923/24.⁴⁴ Als junges Mädchen war sie theaterbesessen, aber an eine Bühnenlaufbahn war nicht zu denken, das hätten die Eltern niemals erlaubt. Sie durfte jedoch Kindergärtnerin werden und besuchte eine Spezialschule am Friedrich-Fröbel-Haus⁴⁵ in Berlin-Niederschönhausen, wo sie auch eine Anstellung fand. In Berlin lernte sie ihren späteren Ehemann Dr. Ernst Cohn kennen. Dieser wurde am 1.5.1902 im hinterpommerschen Stolp als Sohn eines Kaufmanns geboren. Die Familie zog 1912 nach Berlin, wo Cohn nach dem Abitur 1920 das Medizinstudium aufnahm und 1925 mit dem Staatsexamen abschloss. Seine Approbation erhielt er im August 1926 und im Dezember desselben Jahres wurde er von der Berliner Universität zum Dr. med. promoviert⁴⁶. Ab Januar 1927 war er als selbständiger Allgemeinmediziner tätig, später auch als Internist. Am 2.10.1928 fand die Eheschließung mit Käthe Gassenheimer in Eschwege statt,

man wohnte in der Hohenstaufenstraße 45 im Stadtbezirk Schöneberg und in der Motzstraße 83 in Wilmersdorf⁴⁷. Dann, aber wahrscheinlich schon nicht mehr ganz freiwillig, in geringer Entfernung in der Trautenaustraße 18 als Untermieter bei Silberblatt.⁴⁸

Angeichts des zunehmenden Verfolgedrucks bemühten sich Ernst und Käthe Cohn um Visa für England oder USA, es gab jedoch eine strenge Kontingentierung, sodass am Ende zunächst nur Ernst Cohn am 1.8.1939 nach England ausreisen konnte. Käthe sollte nachkommen. Sie erhielt auch bald Nachricht, dass es ihm gelungen sei, für sie eine Aufenthaltsgenehmigung und Arbeitsmöglichkeit als Kindergärtnerin zu bekommen. Aber nachdem am 1.9.1939 der Weltkrieg ausgebrochen war, trafen die entsprechenden Papiere nie in Berlin ein. Im Frühjahr 1940 wurde Käthe zur Arbeit bei Siemens verpflichtet, Frauen erhielten dort einen Stundenlohn von 56 Pfennig oder 18 Mark in der Woche, davon wurden noch Abzüge für Arbeitslosen- und Krankenversicherung fällig.

Schließlich wurde ihre Losnummer für ein US-Visum doch noch aufgerufen. In wenigen Tagen waren die notwendigen Formalitäten, Befragungen und Untersuchungen erledigt. Allerdings scheiterte die Zustimmung der amerikanischen Behörden letztlich an der Tatsache, dass ihr Ehemann Ernst bereits in England war. Ein New Yorker Journalist, den sie im amerikanischen Konsulat kennengelernt hatte, war ihr nun erneut behilflich, indem er ihr ein Visum für Kuba beschaffen konnte. Da trat eine Bestimmung in Kraft, die allen Dienstverpflichteten unter 46 Jahren die Ausreise verbot. Das war dann doch zu viel. Käthe erlitt einen Herzanfall. Der als „anständiger Mensch“ geltende Verantwortliche bei Siemens gab ihr für unbestimmte Zeit frei, und eine gute Freundin lud sie zur Erholung nach Bayern ein. Zurück in Berlin wurde Käthe Zeugin der ersten Deportationen. Größte Eile war also geboten. Eigentlich würden nur noch gefälschte Papiere

eine Möglichkeit eröffnen. Über ein italienisches Reisebüro ergab sich der Kontakt zu einer Italienerin, die aufgrund großer Ähnlichkeit mit Käthe bereit war, ihren Pass zur Verfügung zu stellen, und auch selbst gute Verbindungen hatte, um noch alle notwendigen Papiere und Stempel zu besorgen. Die Reise sollte durch die Schweiz nach Rom gehen und zurück, angeblich zur Hochzeit eines Verwandten. Als Beatrice Delfanti gelang Käthe im Januar 1942 bei Schaffhausen der Übertritt in die Schweiz.⁴⁹ Als illegale Ausländerin war sie allerdings jederzeit von Rückführung bedroht. Über den Verband der Schweizerischen Israelitischen Armenpflege wurde ihr die Kontaktaufnahme zu ihrem Ehemann in London gestattet zur Bestätigung ihrer wahren Identität. Auch dass immer noch ein gültiges Visum für England vorlag, erwies sich als Vorteil. Ein vorläufiger neuer Ausweis erlaubte ihr einen Aufenthalt in der Schweiz bis in den November 1942. Nachdem auch noch die Kosten für die Weiterreise nach England aufgebracht werden konnten, fuhr Käthe Cohn bereits im Oktober mit dem Zug durch das nicht besetzte Frankreich und Spanien nach Lissabon und flog schließlich weiter nach London.⁵⁰

Ernst und Käthe Cohn blieben auf Dauer in England, obwohl zunächst die Vereinigten Staaten ihr eigentliches Ziel gewesen waren. Schon 1944 veröffentlichte Käthe unter dem Pseudonym Catherine Klein ihre Fluchtgeschichte⁵¹, veränderte aber die Namen aller beteiligten Personen und einige Umstände, um niemanden in Gefahr zu bringen.⁵²

Ernst hatte nach seiner Ankunft in England Arbeit in einem Krankenhaus des Londoner Stadtbezirks Newham gefunden, wo er sein ärztliches Können nicht lange unter Beweis stellen musste. Nach dem Krieg konnte er eine eigene Praxis eröffnen. Sein Ruf als ausgezeichnete Mediziner verschaffte ihm schnell überaus großen Zuspruch, darunter waren so prominente Patienten wie Arthur Dickson Wright, Marlene Dietrich, die Rolling Stones.⁵³

Dr. med. Ernst Cohn starb am 29. März 1979 in London, seine Frau Käthe folgte ihm 1981. Nachkommen gingen aus ihrer Ehe nicht hervor.

Für freundliche Unterstützung und Bereitstellung von Materialien danke ich herzlich:

- Dr. Ben Barkow, Wiener Library, London
- Melina Gnägi, Schweizerisches Bundesarchiv, Bern
- Prof. Sharon Meen, Vancouver
- Barbara Schieb, Gedenkstätte „Stille Helden“, Berlin
- Hosan Tahir, Stadtarchiv Schweinfurt
- Andrea Tischer, Stadtarchiv Meiningen
- Barbara Welker, Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum, Archiv

Literatur

- Alice Chapp: Dr. Ernst Cohn, in: *AJR Information*, Volume 34, No.5, May 1979, S.9
- Jutta Hoschek: *Ausgelöschtes Leben. Juden in Erfurt 1933–1945. Biographische Dokumentation*, Jena 2013.
- Catherine Klein: *Escape from Berlin*, London 1944.
- Karl Kollmann, York-Egbert König: *Namen und Schicksale der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus aus Eschwege. Ein Gedenkbuch*, Frankfurt/Raleigh 2012.
- Beate Kosmala: *Überlebensstrategien jüdischer Frauen in Berlin. Flucht vor der Deportation*, in: Andrea Löw (Hg.): *Alltag im Holocaust*, München 2013, S.29–47.
- Charles Rubens: *Kaethe Cohn's Escape from Berlin to London in 1942*, in: *Jewish Historical Studies* 35, 1996/98, S.277–285.
- Rebecca Schwach (Hrsg.): *Berliner jüdische Kassenärzte und ihr Schicksal im Nationalsozialismus. Ein Gedenkbuch*, Berlin 2009.
- Gedenkbuch des Bundesarchivs für die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Deutschland (1933-1945), <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/>.

Anmerkungen

- ¹ Das Originaltyposkript *My Underground Life in Berlin* befindet sich in „The Wiener Library for the Study of the Holocaust and Genocide“, London; Signatur PIII. D. No. 854, Collection 1656. Ich danke Herrn Direktor Dr. Ben Barkow für die freundliche Genehmigung zum exklusiven Abdruck an dieser Stelle.
- ² Der junge Herschel Grünspan (*1921; verschollen) hatte am 7. November 1938 in Paris mehrfach auf den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath (1909–1938) geschossen, um damit gegen die Deportation seiner Familie in das Niemandsland zwischen Deutschland und Polen Ende Oktober 1938 zu protestieren. Das Attentat diente dem NS-Regime als Vorwand für die Novemberpogrome, die sich in Eschwege bereits am Abend des 8. November gegen die jüdische Bevölkerung richteten.
- ³ Hier irrt die Erzählerin, die exakte Hausnummer lautet 12 (heute Obere Friedenstraße 20), Eigentümer Alfred Katin (1883–1945), 1932 erbaut, gilt als Beispiel für das Neue Bauen. Mit der Hausnummer 18 ist der Sitz der Firma Gassenheimer in der Brückenstraße verbunden. Zum Zeitpunkt der geschilderten Ereignisse in Eschwege wohnte die Familie allerdings schon seit einigen Tagen im Haus Reichensächser Straße 29.
- ⁴ Im Juli 1938.
- ⁵ Friedrich Wiegand (1883–1957).
- ⁶ Gemeint ist hier nicht das ehem. Landgrafenschloss, sondern das Hochzeitshaus, das als Sammellager vor dem Abtransport in das Konzentrationslager Buchenwald diente.
- ⁷ Reinhard Mangold (1879–1958); SA-Sturmbannführer; 1907–1949 Leiter der Flussbadeanstalt in der Leuchtbergstraße; machte den Schwimmsport in der Stadt populär.
- ⁸ Elisabeth Winter geb. Mangold (1906–1999).
- ⁹ Reichensächser Straße 29; 1921 von Ludwig Goldschmidt erbaut; im Februar 1939 an die Stadt Eschwege verkauft, seit Mai 1939 als Dienstwohnung des Bürgermeisters genutzt, in den 1980er-Jahren verkauft.
- ¹⁰ Bürgermeister Dr. Alexander Beuermann (1897–1963), seit 1934 im Amt, 1945 abgesetzt, ab 1948 jedoch wieder in städtischen Diensten als 1. Beigeordneter und Stadtkämmerer.
- ¹¹ Simon Katz (*1880 Rotenburg/Fulda), seit 1906 in Eschwege und ab 1912 in der Bahnhofstraße 22 gemeldet. Er zieht im Dezember 1939 mit seiner Frau Nannchen geb. Heß (*1879 Birstein) nach Berlin, beide werden 1943 nach Auschwitz deportiert. Der Familie des Sohnes Max gelingt die Flucht nach Paraguay, während die in Berlin verheiratete Tochter Elsa und Schwiegersohn Dr. Eisemann 1942 nach Riga deportiert und dort sogleich ermordet werden. Alle Eschwege betr. jüdischen Personendaten hier und folgend nach Karl Kollmann, York-Egbert König: Namen und Schicksale der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus aus Eschwege. Ein Gedenkbuch, Frankfurt/Raleigh 2012.
- ¹² In dem Haus waren lt. Adressbuch 1939 weitere jüdische Bewohner gemeldet: Wwe. Nanny Eichenberg geb. Hirsch (1870–1938), Kaufmann Oskar Plaut (1876–1939), Clara Kahn (1866–1942), Martha Stein geb. Eichenberg (1897-?), Max Lomnitz (*1905 Eldagsen).
- ¹³ Käthe Gassenheimer, verheiratet mit Dr. Ernst Cohn, s. Nachbemerkung.
- ¹⁴ London 1944. Catherine Klein als Pseudonym für Käthe Gassenheimer.
- ¹⁵ Berlin-Wedding, Iranische Straße, seit 1914 dort ansässig.
- ¹⁶ 1905 in Wien geboren, 1933 als Kapellmeister in Karlsruhe entlassen, 1936–1941 musikalischer Leiter des Jüdischen Kulturbundes in Berlin, 1943–1945 in verschiedenen Lagern, ab 1947 Dirigent verschiedener britischer Klangkörper, 1994 in

- London gestorben. https://de.wikipedia.org/wiki/Rudolf_Schwarz.
- ¹⁷ Berlin-Wilmersdorf; benannt nach dem Amtsvorsteher Bernhard Güntzel (1833–1892).
- ¹⁸ Dr. med. Fritz Hirschfeld (*1894 Naugard/Pommern, †1965 Basel), Augenarzt und Chefarzt. Er verlor seine Zulassung 1938, durfte jedoch als „Krankenbehandler und Wohlfahrtsarzt“ weiterarbeiten, auch operieren. Nach 1945 wurde er sowohl von den sowjetischen als auch von den DDR-Behörden verfolgt, weil er angeblich an der Deportation jüdischer Kranker beteiligt war. Er wurde zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt und kam 1955 vorzeitig frei. Er eröffnete wieder eine Praxis in West-Berlin, bevor er schließlich nach Süddeutschland ging. 1964 erhielt er das Bundesverdienstkreuz, vgl. Schwach, S.362f.
- ¹⁹ Alma Steinhardt geb. Gassenheimer (*1877; seit 1940 in Berlin; 1942 nach Theresienstadt und 1944 nach Auschwitz deportiert), lt. Gedenkbuch Bundesarchiv.
- ²⁰ James Katzmann (*1887; Freitod am 4.3.1943, lt. Gedenkbuch des Bundesarchivs).
- ²¹ Berlin-Moabit; die 1914 eingeweihte Synagoge war 1941/42 Sammelstelle für Deportationen; das 1938 beschädigte Gebäude wurde 1955 abgerissen; Straße benannt nach Albert von Levetzow (1827–1903).
- ²² Anspielung auf den sog. Rosenstraßen-Protest Ende Februar/Anfang März vor dem Gebäude der Jüdischen Wohlfahrtspflege in Berlin-Mitte, wo arische Ehepartner für die Freilassung ihrer Angehörigen demonstrierten.
Der Protest gilt als die größte spontane Demonstration während der NS-Herrschaft. Die aus dem Gewahrsam Entlassenen mussten sich beim Arbeitsamt melden und wurden zur Zwangsarbeit verpflichtet, um deportierte Arbeitskräfte zu ersetzen. <https://de.wikipedia.org/wiki/Rosenstra%C3%9F-Protest>.
- ²³ Elly Hensel (*1901), 1928–1935 bei Dr.Cohn in der Motzstraße 83 tätig. Auch nachdem ihr die Arbeit dort verboten war, hielt sie weiterhin Kontakt. Dr.Cohn konnte sich während der Novemberpogrome bei ihr in der Saarlandstraße 11 verstecken und dadurch seiner Verhaftung entgehen. Auch mit Lebensmitteln half sie aus. Nach Kriegsende lebte Ida erneut bei ihr und zog auch mit ihr um zur Ludwigkirchstraße 11a. 1966 wurde Elly Hensel vom Berliner Senat als „Unbesungene Heldin“ ausgezeichnet; freundliche Auskunft Barbara Schieb.
- ²⁴ Heute und bereits seit 1930 Stresemannstraße, 1935–1947 kurzfristig Saarlandstraße, in Berlin-Kreuzberg und Mitte.
- ²⁵ Arthur (†1958) und Alexandra Klose geb. Draeger (*1888) wohnten ebenfalls in der Güntzelstraße 60. Beide hielten den Kontakt zu Ida Gassenheimer auch nach dem Krieg aufrecht; freundliche Auskunft Barbara Schieb.
- ²⁶ Ortsteil von Berlin-Neukölln.
- ²⁷ Hermann (1883–1965) und Alma Kiewe geb. Below (1887–1955), Wilmstraße 12, Berlin-Kreuzberg.
- ²⁸ Vermutlich der älteste Sohn Kurt (*1908), der 1941 in Russland fiel. Das Ehepaar Kiewe hatte allerdings noch fünf weitere Söhne und Töchter. <https://www.geni.com/people/Hermann-Kiewe>.
- ²⁹ Ortsteil von Berlin-Pankow.
- ³⁰ Schenkendorfstraße 8, Berlin-Kreuzberg.
- ³¹ Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, bereits 1932 als Verein gegründet und 1933 zu einer Organisation der NSDAP erhoben.
- ³² Schauspieler und Sänger (*1891 Hamburg, †1960 Berg/Bayern).
- ³³ Löslicher Kaffee [Kofferwort aus Nestlé und Café], 1938 erstmals in der Schweiz verkauft, seit 1943 auch in Deutschland, aber zunächst nur für die Angehörigen der Wehrmacht bzw. der Luftwaffe.
- ³⁴ Frieda Schloss geb. Heinemann (1878–1942), verheiratet mit Hermann Schloss

- (1871–1942), beide wurden von Chemnitz nach Theresienstadt deportiert.
- ³⁵ S. Anm. 17.
- ³⁶ Das American Jewish Joint Distribution Committee war die wichtigste Hilfsorganisation US-amerikanischer Juden für die überlebenden Juden.
- ³⁷ Die Angaben zur Familie Heinemann verdanke ich Sharon Meen, Vancouver, und Hosan Tahir, Schweinfurt.
- ³⁸ Heute Teil der Gemeinde Grabfeld im Landkreis Schmalkalden-Meiningen.
- ³⁹ Freundliche Auskunft Andrea Tischer.
- ⁴⁰ 1893–1896 als Handlungsgehilfe in Eschwege; eröffnete 1908 in Erfurt eine Zweigniederlassung der väterlichen Firma mit erweitertem Angebot, vgl. Hoschek, S. 149f.
- ⁴¹ Verheiratet mit Carls Schwester Alma (1877–1944).
- ⁴² Reinhard Köhler (1889–1955), Georg Luckhardt (1906–1986). Diese Firma bestand bis zum Februar 1982.
- ⁴³ Vgl. Anm. 17.
- ⁴⁴ Jahrbücher der Leuchtbergschule Eschwege 1916–1924.
- ⁴⁵ Lehreinrichtung des Berliner Fröbel-Vereins; benannt nach dem Pädagogen Friedrich Fröbel (1792–1852), dem Begründer des Kindergartens.
- ⁴⁶ Thema der Doktorarbeit: Über den Wert der Diastasebestimmung im Serum und Urin bei Pankreasaffektionen im Anschluss an Erkrankungen der Leber und der Gallenwege, s. Archiv für Verdauungskrankheiten 39, 1926, S. 199–211.
- ⁴⁷ Vgl. Schwach, S. 163.
- ⁴⁸ Moritz Silberblatt (*1864), er wurde im August 1942 nach Theresienstadt deportiert und dort am 16.2.1943 ermordet, lt. Gedenkbuch Bundesarchiv.
- ⁴⁹ Schweizerisches Bundesarchiv, Signatur E4264#1985/196#3193 Cohn-Gassenheimer.
- ⁵⁰ Zur Fluchtgeschichte vgl. Rubens, S. 284, der sich auf Cohns Erinnerungen stützt.
- ⁵¹ Escape from Berlin, London 1944.
- ⁵² Rubens, S. 284.
- ⁵³ Chapp, S. 9.